Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 61 (2005)

Heft: 2

Artikel: Zur Geschichte der deutschen Rechtschreibung: von den Schreibvarianten zur Schreibregelung (1. Teil)

Autor: Andreotti, Mario

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421867

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Geschichte der deutschen Rechtschreibung: von den Schreibvarianten zur Schreibregelung (1.Teil)

Von Mario Andreotti

(Referat, gehalten anlässlich eines Seminars zur Weiterbildung der Deutschlehrkräfte an den sankt-gallischen Mittelschulen am 10. November 2004 im Gymnasium Friedberg in Gossau SG)

Meine Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

Lassen Sie mich, bevor ich Ihnen etwas zur Geschichte der deutschen Rechtschreibung sage, ganz kurz *zwei* grundsätzliche Überlegungen zur Orthografie machen, wie sie sich aus dem linguistischen System der Sprache ergeben. Die erste der beiden Überlegungen betrifft die Stellung der Orthografie innerhalb des Sprachsystems und damit ihre Funktion für die menschliche Kommunikation. Und die zweite ihre Stellung innerhalb der Gesellschaft, ihre gesellschaftliche Wertung.

Ein Wort zum *Ersten*: Stellen Sie sich, liebe Hörerinnen und Hörer, die Sprache in einer Art Schichtenmodell vor. Wo in diesem Schichtenmodell werden Sie die Rechtschreibung positionieren? Mit Sicherheit zuunterst: Sie werden etwa argumentieren, die Rechtschreibung sei die absolute Voraussetzung, damit unsere Sprache überhaupt funktioniere, damit sie ihre Einheit bewahre und so von allen Sprachteilnehmern verstanden werde. Ein Satz wie der folgende «Erwin hat in Moskau liebe genossen», bei dem Sie beim besten Willen nicht wissen, ob dieser Erwin dem russischen Kommunismus oder der russischen Spielform der Erotik besonders zugetan sei, wird Ihnen Recht geben. Doch schon beim folgenden Satz «Liäpher her lererr, ik wahr keschternn ser qranck», der es in ganzen acht Wörtern auf mehr als zwanzig Fehler bringt und den Sie trotzdem verstanden haben, werden Sie möglicherweise unsicher. Und wenn Sie dazu noch wissen, dass die deutsche Sprache bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein keine einheitliche Rechtschreibung kannte, dass jeder Verlag, ja zum Teil sogar jeder Autor, seine eigenen Rechtschreibnormen besass, da werden Sie noch unsicherer.

Sie werden auch bemerkt haben, dass der erste Satz, den ich Ihnen als Beispiel genannt habe, deshalb missverständlich ist, weil er offen lässt, was No-

men, was Adjektiv und was Verb ist, weil er also, linguistisch gesprochen, auf der grammatisch-syntaktischen Ebene zweideutig ist. Oder anders gesagt: Bei diesem Satz geht es letztlich gar nicht um ein Problem der Orthografie, sondern um ein Problem der Syntax, d. h. der Beziehung der einzelnen Wörter im Satz.

Ganz anders nun im zweiten Satz, im Satz – Sie erinnern sich – mit den über zwanzig Rechtschreibfehlern. Hier haben wir es, indem jedes der acht verwendeten Wörter falsch geschrieben ist, mit eigentlichen Rechtschreibfehlern zu tun. Die grammatische Ebene oder gar die Ebene der Sprachlogik sind dabei in keiner Weise erfasst. Sehen Sie selber, dass der Satz «Lieber Herr Lehrer, ich war gestern sehr krank» grammatikalisch vollkommen korrekt ist: Die Anrede stimmt vom verwendeten Fall her und auch die grammatische Zeit, das Präteritum, wurde richtig eingesetzt. Das erklärt, meine Damen und Herren, warum Sie diesen Satz trotz der über zwanzig Orthografiefehler ohne weitere Probleme verstanden haben, während Sie den ersten Satz, eben den Satz, der sich sowohl auf der politischen als auch auf der erotischen Ebene lesen lässt, nicht verstehen konnten.

Was heisst das nun in Bezug auf die Stellung der Rechtschreibung im Sprachsystem? Was schliessen wir daraus? Ich würde meinen das Folgende: Geht man von unserem Schichtenmodell der Sprache aus, so ist die Rechtschreibung zweifellos auf der untersten Ebene anzusiedeln. Das bedeutet ein Zweifaches: *Zum einen* stellt die Rechtschreibung eine Art vorgrammatische Disziplin dar, eine Disziplin also, die nicht zum Bereich des grammatischen Systems der Sprache gehört, die in den einschlägigen Grammatikwerken deshalb ja auch nicht behandelt wird. Und *zum andern* leistet die Rechtschreibung im Hinblick auf die kommunikative Leistung der Sprache wenig bis nichts. Einzelne Wörter in einem Text können noch so fehlerhaft geschrieben sein, wir verstehen den Text in den allermeisten Fällen immer noch.

Fragen wir uns, warum das so ist. Und geben wir auf diese Frage gleich eine Antwort aus der Linguistik, genauer gesagt, aus der Kontextlinguistik und der Semiotik. Die Linguisten unterscheiden verschiedene Prinzipien, nach denen unsere Sprache funktioniert. Eines dieser Prinzipien ist das Prinzip der Sprachredundanz, wonach die Sprache stets mehr Zeichen verwendet, als für eine bestimmte Information eigentlich notwendig wären. Ich gebe Ihnen dafür gleich ein kleines Beispiel: Der Plural zum Nomen «das Haus» lautet bekanntlich «die Häuser». Meine Damen und Herren, Hand aufs Herz: Um den Plural zu bilden, würde der Wechsel des Artikels von «das» zu «die»

eigentlich genügen: das Haus – die Haus. Und jeder wüsste, dass das erste Mal der Singular des Wortes, das zweite Mal aber der Plural gemeint ist. Im Mittelhochdeutschen, also vor gut 800 Jahren, war das noch so: Der Plural zu «daz hûs» hiess «diu hûs», zu daz kint, diu kint, zu daz dinc, diu dinc usw.

Seit spätmittelhochdeutscher Zeit, also seit dem Übergang zum Frühneuhochdeutschen um 1350 herum, ist das anders. Da heisst es auf einmal: daz hûs, diu hiuser; und in unserer deutschen Gegenwartssprache analog dazu: das Haus, die Häuser. Betrachten Sie, was die Sprache heute alles unternimmt, um den Plural des Wortes «Haus» anzuzeigen: Sie wechselt den Artikel. Doch als ob das zu wenig wäre, lässt sie auch noch den Stammlaut von /au/ zu /äu/ umlauten und erweitert das Wort schliesslich noch durch ein grammatisches Morphem. Sie verwendet also, um mich linguistisch auszudrücken, zur Pluralbildung nicht weniger als drei verschiedene Flexionsmorpheme: ein Morphem der äusseren und zwei der inneren Flexion. Dabei würde zur Feststellung des Plurals im Deutschen die Änderung des Artikels, also die äussere Flexion, doch eigentlich reichen.

Ähnlich macht es die Sprache nun auch mit der Rechtschreibung. Auch da verwendet sie wesentlich mehr Zeichen, als für die Information eigentlich notwendig wären. Nehmen wir als Beispiel das Wort «Friede» und fragen wir uns, welche Funktion dem Graphem /ie/ in diesem Wort zukommt. Einige unter Ihnen werden mir jetzt sehr wahrscheinlich so antworten, wie das Kinder in der Primarschule des Öftern zu hören bekommen: /ie/ stehe da, damit sich das Graphem /i/ lang aussprechen lasse. Das ist wörtlich richtig, sprachgeschichtlich aber falsch; denn man muss wissen, dass dieses /ie/ funktionell gar nicht notwendig ist, haben wir es doch beim Wort «Fride» – ohne /ie/ – schon mit einer offenen Silbe zu tun, die wir nach den Gesetzen der Phonetik automatisch lang sprechen müssen. Zum Vergleich gebe ich Ihnen einige Wörter, die alle kein Graphem /ie/ aufweisen und die Sie trotzdem lang aussprechen: wider (im Sinne von «entgegen»), Augenlid, gib (als Befehlsform zu «geben»; Schüler neigen übrigens dazu, dieses Wort, weil es seiner offenen Silbe wegen lang gesprochen wird, mit /ie/ zu schreiben), mimen, Mine (Bleistifteinlage, Bergwerk), mir (Personalpronomen) usw.

Ähnlich verhält es sich, um Ihnen noch ein weiteres Beispiel zu geben, etwa mit den beiden Wörtern «mahlen» und «malen»: einmal mit /h und einmal ohne /h/ geschrieben. Würde ich Sie jetzt nach der Funktion der unterschiedlichen Schreibweisen fragen, so würden Sie mir vielleicht antworten, es gehe darum, die verschiedenen Bedeutungen der beiden Verben auseinander zu

halten: mahlen mit /h/ bedeute so viel wie «zerkleinern», «zerreiben», «malen» ohne /h/ meine aber etwas anderes, nämlich «etwas mit Pinsel und Farbe hervorbringen». Das ist zwar klug überlegt, linguistisch aber nicht ganz richtig. Warum? Ganz einfach deshalb, weil das /h/ hier nicht bedeutungsdifferenzierende, sondern bloss Dehnungsfunktion hat. Im Mittelhochdeutschen wurde das Wort nämlich kurz gesprochen: màlan – denken Sie ans schweizerdeutsche Wort «malä». Im Neuhochdeutschen wird es in offener Silbe nun gedehnt; und um diese Dehnung anzuzeigen, setzt die Sprache ein zusätzliches Zeichen, und das, obwohl dieses Zeichen, um die Längung des Vokals /a/ zu erreichen, gar nicht notwendig ist, denn Sie sprechen das «malen» ohne /h/ , weil eine offene Silbe vorliegt, bekanntlich genau gleich lang aus. Es handelt sich hier einmal mehr um reine Sprachredundanz.

Was bedeutet das nun alles für die Stellung der Rechtschreibung innerhalb des Sprachsystems? Ich würde meinen, das Folgende: Die Sprache verwendet gerade im Bereich der Rechtschreibung – aber nicht nur da, wie wir vorhin gesehen haben – einen Überfluss an Zeichen. Das führt dazu, dass nicht jedes dieser Zeichen wichtig ist, damit die Bedeutung eines Wortes beim Leser ungeschmälert ankommt. Ob Sie das Wort «Wahrheit» mit oder ohne /h/, mit dem harten Auslaut /t/ oder mit dem Dentallaut /d/ am Schluss zu lesen bekommen, ist für das Verständnis des Wortes eigentlich unwichtig. Zum einen ist der menschliche Geist normalerweise in der Lage, fehlende Zeichen durch Interpolation zu ergänzen, vorausgesetzt, die bedeutungstragenden sind vorhanden.

Und zum andern wird die menschliche Kommunikation ganz wesentlich vom inner- und aussersprachlichen Kontext, in dem ein Wort steht, gesteuert. Was ich meine, wenn ich Ihnen das Wort «Land» nenne, entscheidet sich nicht auf der Ebene der Rechtschreibung (das Wort wurde im Mittelhochdeutschen beispielsweise mit t, also mit der typisch mittelhochdeutschen Auslautverhärtung, wie wir Germanisten sagen, geschrieben); das entscheidet sich erst, wenn ich das Wort in einen Kontext stelle, wenn ich also etwa sage: Ich habe heute Land gekauft. Oder: Die Schweiz ist ein schönes Land. Oder wieder anders: Wir fahren nicht in die Stadt, sondern aufs Land.

Dreimal habe ich jetzt das Wort «Land» verwendet, und dreimal mit unterschiedlicher Bedeutung, die jedes Mal vom Kontext her gesteuert wurde. Wir müssten diese drei Sätze nur ins Französische, Italienische oder Englische übersetzen, und wir sähen sofort, dass wir in jeder dieser Sprachen jeweils drei verschiedene Wörter zu Verfügung haben. Im Deutschen ist das Wort «Land»

ein Homonym, d. h. ein Lexem mit mehr als einer Bedeutung, in den andern genannten Sprachen eben nicht.

Sie sehen, es bestätigt sich, was ich schon fast zu Beginn meines Referates gesagt habe: Die kommunikative Leistung der Rechtschreibung ist derart klein, dass wir sie fast vernachlässigen können. Das erklärt weitgehend, warum es sich die deutsche Sprache leisten konnte, praktisch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts ohne einheitliche Schreibregelung auszukommen, ohne dass sie dabei untergegangen wäre, dass ein Schreiber etwa im 16. Jahrhundert in ein und demselben Text beispielsweise das Wort «Vater» fünfmal verschieden schreiben konnte, ohne dass das Verständnis des Textes darob gelitten hätte. So Martin Luther im berühmten «Sendbrief vom Dolmetschen», von dem in meinem Referat noch die Rede sein wird.

So viel zur Stellung der Rechtschreibung im Kommunikationssystem der Sprache. Ganz anders sieht es nun in Bezug auf die gesellschaftliche Wertung der Rechtschreibung aus. Lassen Sie mich, bevor wir miteinander gleichsam in die Geschichte der Rechtschreibung steigen, auch dazu noch ein paar Worte sagen.

Ich kenne keine Sprache, in der die Orthografie einen derart hohen gesellschaftlichen Stellenwert hat wie im Deutschen. Im Italienischen – das versichere ich Ihnen – jedenfalls nicht! Negativ formuliert, heisst das dann: Wer im Bereich der deutschen Rechtschreibung auffallende Fehler macht, muss fast mit Verachtung rechnen, kann auf alle Fälle kaum mehr darauf zählen, eine bestimmte Stelle, für die er sich schriftlich beworben hat, auch zu erhalten.

Ich erinnere mich da an einen eigenen kleinen Fall, der mir im Kanton Uri passiert ist. Ich war nach meinem Studium an der Urner Mittelschule als Deutschlehrer tätig und war gleichzeitig Mitarbeiter an einer Urner Zeitung, für die ich jede Woche den politischen Kommentar zu schreiben hatte. Und da geschah das Fürchterliche: In einem dieser Kommentare – dem Himmel seis geklagt – schrieb ich im Satz «Mir wird angst» das Wort «angst» gross anstatt «klein», wie es sich gehört hätte. Ob Sie es mir glauben oder nicht, mein unverzeihlicher Fehltritt führte vonseiten einiger Leser zu telefonischen Anfragen an die Adresse der Redaktion und sogar zu einem Leserbrief, in dem sich der Schreiber, ein Lehrer notabene, allen Ernstes fragte, ob ich, der ich die deutsche Rechtschreibung ganz offensichtlich nicht beherrsche, als Kommentator und vor allem als Lehrer für das Fach Deutsch tragbar sei. Die Angelegenheit kam erst dann zur Ruhe, als jemand in einem zweiten Leserbrief zu

bedenken gab, dass ich Tessiner sei und dass man von mir daher nicht die gleiche Sprachkompetenz erwarten könne wie von jemandem, der «Müller» oder «Meier» heisse. So weit mein damaliger Sündenfall, der mir heute noch ein Schmunzeln entlockt.

Wie erklärt es sich, dass gerade im deutschen Sprachraum die Rechtschreibung einen derart hohen gesellschaftlichen Stellwert besitzt? Da wären eine ganze Reihe von Gründen, etwa aus dem Bereich der deutschen Geschichte, aber auch der deutschen Mentalität, zu nennen; ich muss mich aus Zeitgründen auf die drei wichtigsten beschränken.

Ein *erster* Grund ergibt sich wohl aus der äusserst späten Vereinheitlichung der deutschen Rechtschreibung. Während etwa die französische Sprache schon im 17. Jahrhundert, also zu Beginn des Neufranzösischen, unter anderem im Zusammenhang mit der 1629 erfolgten Gründung der Académie française, in Sachen Orthografie einen hohen Grad an Einheitlichkeit erreichte, gilt das für das Deutsche erst um 1900, ja genau genommen erst um 1915, als auch die Zeichensetzung einigermassen geregelt war, und das erst noch nach einem langen, schmerzhaften Prozess. Die Folgen liegen auf der Hand: Was man lang und vor allem schwer erkämpft hat, das hält man hoch, daran hält man fest. Das hohe Prestige, das die Rechtschreibung im Deutschen besitzt, dürfte in diesem Sinne unmittelbar mit ihrer gegenüber andern Sprachen arg verspäteten Regelung zusammenhängen.

Ein *zweiter* Grund ergibt sich aus einem Missverständnis. Er besteht darin, dass im Deutschen, stärker als in andern Sprachen, die Rechtschreibung mit der Sprache selber gleichgesetzt wird. Das zeigt sich schon daran, dass der Deutschunterricht im Bewusstsein der Öffentlichkeit häufig auf den Rechtschreibunterricht reduziert wird, in dem man neben ein paar Aufsätzen vor allem Diktate zu schreiben hat. Das wird zudem auch in der weit verbreiteten Meinung deutlich, «Deutsch könne man doch», wobei dann unter «Deutsch» vor allem die Beherrschung der Rechtschreibregeln, nicht aber die der Grammatik und Stilistik und schon gar nicht die der Sprachlogik gemeint ist.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass den Mittelschülerinnen und -schülern für das Schreiben des Maturaaufsatzes die Verwendung eines Rechtschreibwörterbuches erlaubt ist, obwohl wir alle wissen, dass die Schüler auf dieser Stufe wesentlich mehr mit grammatischen und stilistischen Problemen zu kämpfen haben als mit Problemen der Rechtschrei-

bung. Aber für uns Deutschsprechende ist nun einmal die Rechtschreibung offenbar so sehr mit dem Begriff der Sprache an sich verbunden, dass wir fast instinktiv glauben, wenn wir die Probleme der Orthografie im Griff hätten, so hätten wir sämtliche Probleme unserer Sprache gelöst.

Wo nun die Rechtschreibung gewissermassen die Sprache ist, da darf an ihr nicht gerüttelt werden, da erhält sie eine herausragende, beinahe mythische Bedeutung. Dass es sich bei der Rechtschreibregelung um eine reine Konvention handelt, ist einem dann häufig gar nicht mehr bewusst. Das erklärt weitgehend, warum wir im deutschen Sprachraum so darauf erpicht sind, dass jedes Wort richtig geschrieben ist, während man etwa im englischen, aber auch im italienischen Sprachraum in Sachen Rechtschreibung sehr viel mehr Gelassenheit an den Tag legt.

Und schliesslich noch ein *dritter* Grund, der mit dem zweiten freilich eng zusammenhängt. Die Rechtschreibung – so würde ich das formulieren – ist schnell kontrollierbar. Wer nicht weiss, ob das Wort «Sälchen», also die Verkleinerungsform von «Saal», mit einem oder mit zwei /ä/ geschrieben wird, der schaut im Rechtschreibduden nach und erfährt dort schnell die richtige Schreibweise. In Bezug auf grammatische oder gar stilistische Fragen geht das nicht so einfach. Was aber schnell kontrollierbar ist, das erweckt den Eindruck, besonders wichtig zu sein; dessen Beherrschung wird dann ebenso rasch zu einem Zeichen für gute Allgemeinbildung. Das erklärt zu einem guten Teil, warum in der Öffentlichkeit noch heute, mehr oder weniger ungebrochen, die Rechtschreibfähigkeit zu einem Indiz für Intelligenz hochstilisiert wird.

Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang noch ein Wort zur Stellung des Dudens sagen, der ja geradezu zum Symbol für die Kontrollierbarkeit der Rechtschreibung geworden ist. Den wenigsten unter den Deutschsprechenden dürfte bekannt sein, dass der Duden als rein privates Unternehmen, seit er im Jahre 1880 als «Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache» zum ersten Mal erschienen war, über Jahrzehnte hinweg eine rein faktische Entscheidungskompetenz besass, d. h., dass den Entscheidungen der Dudenredaktion in Sachen Rechtschreibung im streng juristischen Sinne eine formelle Rechtsgrundlage fehlte.

Zwar bildete auf der 2. Orthografischen Konferenz von 1901 die von Konrad Duden vorgeschlagene vereinheitlichte Rechtschreibung praktisch die Arbeitsgrundlage, doch erst im Jahre 1955, also über fünfzig Jahre später, wurde durch einen Beschluss der westdeutschen Kultusministerkonferenz die

Entscheidungskompetenz der Dudenredaktion auch formell bestätigt, allerdings ausdrücklich nur für vorläufig, nämlich nur bis zum Vorliegen einer amtlichen Neuregelung. «In Zweifelsfällen», so wurde nun festgehalten, «sind die im Duden gebrauchten Schreibweisen und Regeln verbindlich.» Die Kontrollierbarkeit der Rechtschreibung schien uns stets so wichtig zu sein, dass das entsprechende Regelwerk, auch wenn seine formelle Legitimation nicht durchwegs gegeben war, in unsern Augen fast mythische Funktion erhielt, ja fast zu einer Art sprachlichem Über-Vater wurde.
So weit die drei Gründe für die hohe gesellschaftliche Wertung der Rechtschreibung im deutschen Sprachraum. Nun kann es nicht Aufgabe eines sprachgeschichtlich orientierten Referates sein, über didaktische Konsequenzen aus diesem Befund nachzudenken. Trotzdem möchte ich hier drei Momente, die für uns als Lehrer und Dozenten wichtig sind, gewissermassen als Zusammenfassung des bisher Gesagten, festhalten:

1. Es gibt eine verbindliche Rechtschreibung, auch wenn sie selbstverständlich nicht naturgegeben ist, sondern auf Konventionen beruht.
2. Die Beherrschung dieser Rechtschreibung rangiert in der gesellschaftlichen Einschätzung auch heute noch sehr hoch.
3. Der kommunikative Stellenwert der Rechtschreibung ist dagegen relativ gering.
4. Aus linguistischer Sicht gibt es deshalb innerhalb der Spracherziehung wesentlich wichtigere Bereiche als die Orthografie: beispielsweise die Reflexion über Sprache und Kommunikation, die Gesprächserziehung usw.

Der Germanist Hans Glinz, der in der Schweiz in Sachen Rechtschreibreform an vorderster Front kämpfte, hat den von mir eben zusammengefassten Befund mit einem herrlichen Bonmot charakterisiert, wenn er in seinen Weiterbildungskursen für die Lehrkräfte jeweils kurz und bündig festhielt: «Die Rechtschreibung ist nicht wichtig, aber man muss sie können.»